

„Drama der Gewissen und der Herzen“ überschreibt Georges Goyau, der eine der Herausgeber, in seiner geistvoll gesammelnden Einführung den hier erstmals gesammelten Briefwechsel zwischen Montalembert und dem dreißig Jahre älteren La Mennais. Ein Drama, das mit dem Jahre 1833 zwischen dem begeisterten Schüler und dem angebeteten Meister anhebt und drei Jahre später nach heißem Ringen der Herzen und Gewissen mit sich und miteinander durch die Schuld des inzwischen zum unversöhnlichen Gegner der Kirche gewordenen La Mennais sang- und klanglos zu Ende geht. Die Briefe, die der edle junge Graf von Deutschland, Österreich, Italien aus mit dem Vorkämpfer des französischen kirchlichen Liberalismus tauscht, führen lebendig in die kirchenpolitische Situation der Zeit um 1830 ein und sind daher nicht nur vom biographischen, sondern auch vom allgemein historischen Gesichtspunkt aus eine wertvolle Quelle. A. Koch S. J.

Die Frau von Sant Claren. Die Geschichte einer Nürnbergerin. Von Schwester Sixta, Dienerin des Heiligen Geistes. Mit Holzschnitten aus der Zeit Albrecht Dürers. 8° (203 S.) München, Kösel & Pustet. Geb. M 4.—

Es ist sicher ein Zeichen der Innerlichkeit und religiösen Kraft unserer Zeit, daß sie so ernst und lebhaft nach Heiligkeit und heiligen Menschen verlangt. Wir dürfen uns aufrichtig freuen, daß wir schon eine ganze Reihe guter und lebenswahrer Darstellungen religiöser Menschen besitzen. Zu diesen können wir jetzt mit vollem Recht das Leben der Frau von Sant Claren zählen. Die Nürnberger Äbtissin Caritas Pirkheimer, Schwester des Humanisten Willibald Pirkheimer, war zu ihrer Zeit ob ihres Wissens und ihrer Klugheit weitgerühmt. In den Jahren der Einführung der Reformation, als der Nürnberger Rat das Clarissenkloster aufzulösen versuchte, hat die mutige Äbtissin all diesen Anstrengungen einen klugen und entschlossenen Widerstand entgegengesetzt. Es ist etwas Herrliches um diese leider so unbekannte deutsche Glaubensstreiterin und um ihren geraden und aufrechten Kampf. Das Lebensbild, das uns Schwester Sixta als eine Frucht ihrer humanistischen Studien schenkt, beruht bis

auf wenige Abweichungen auf unverfälschtem Quellentext, der aus dem Gewirr der Akten, Briefe und Aufzeichnungen herausgelöst und zu einem lebendigen Ganzen gestaltet wurde. Mit feiner Einfühlungsgabe und tiefem aszetisch-religiösem Verständnis ist die Verfasserin dem Leben dieser edlen Frau nachgegangen und hat uns dies frohe und lichtvolle Bild gezeichnet. Es geht ein Leuchten aus von der großen Frau von Sant Claren, von ihrer Treue und ihrer Gottverbundenheit, und dies Leuchten wird heute viele offene Herzen finden. Es wäre zu wünschen, daß bei einer Neuauflage die historisch nicht belegbaren Abweichungen in einem Anhang deutlich gemacht würden.

R. Stromberg S. J.

Literaturgeschichte

1. Die ersten Bücher Stefan Georges. Eine Annäherung an das Werk. Von E. Lachmann. 8° (138 S.) Berlin 1933, G. Bondi. M 3.—
2. Freiburger Forschungen zur Kunst- und Literaturgeschichte. Hrsg. von Prof. Dr. Heribert Reiners und Prof. Dr. Richard Newald: Rainer Maria Rilke. Wandel in seiner Geisteshaltung. Von Dr. Marcel Pobé. 8° (92 S.) Berlin-Steglitz 1933, H. W. Hendrick. M 3.50

1. Verse St. Georges sprach man jüngst bei Sonnenwendfeiern; Werke R. M. Rilkes sollen irgendwo öffentlich verbrannt worden sein: Zeichen der Zeit. Worte Georges, die vor 25 Jahren nahezu allen Deutschen fremdartig klangen, sind heute Tausenden wie aus der eigenen Seele gesprochen. Lachmann betrachtet die ersten Bücher (Bd. I—IV der Gesamtausgabe; bis zum „Jahr der Seele“ einschl.), jede Einzelheit jeden Gedichtes, „versenkt sich in den geheimen Sinn und Klang der Worte, spürt dem Zusammenhang aller Teile im Ganzen nach“, in einer etwas weniger hymnischen Sprache als Gundolf in seinem George-Buch, über dessen Umschreibungen und Deutungen er aber kaum hinausgeklagt.

2. Wie konnte heutige Jugend Werke R. M. Rilkes verbrennen? Eine Antwort darauf gibt vielleicht vorliegende Schrift, die durch genaue, selbst die Wahl der Vokale wägende Formanalyse, geleitet von eigenen Worten des Dich-

ters aus seinen Briefen, die geistige Wandlung Rilkes sichtbar macht. Was kann der Rilke der ersten Periode (1875 bis 1902), „der träumende Betrachter“, harten Tatmenschen von heute bedeuten? Auch der „wache Beobachter“ der zweiten Periode (1902—1910), der „die Dinge einfach feststellt, ohne sie zu beurteilen“, ist jungen Menschen, die leidenschaftlich bejahen und verneinen, zu sachlich. Endlich der „Liebende“ der dritten Periode (1910—1926), der „Herzwerke“ tun will, mag den nüchternen Menschen von heute zu „mystisch“ erscheinen. J. B. Schoemann S. J.

Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort. Von Dr. Hermann Ammon. II. Teil: Von Luther bis zur Gegenwart. Dritte, neubearbeitete Auflage. 8° (248 S.) Bonn 1933, Dümmler. Kart. M 4.—

Die bis auf die letzten literarischen Ereignisse fortgeführte Literaturgeschichte soll vorwiegend praktischen Zwecken dienen. Wenn sie deshalb auch nicht eine zusammenhängende Literaturgeschichte überflüssig machen kann, so greifen die gestellten Fragen doch das wichtiger Scheinende heraus und gestatten zusammen mit der angeführten Literatur eine gewisse einführende Orientierung über ein weitverzweigtes Gebiet.

H. Fischer S. J.

Die Bedeutung des Schicksals bei Hölderlin. Von Dr. Willi Fr. Könitzer. 8° (VII u. 148 S.) Würzburg 1932, Triltsch. M 3.—

Die Doppeldeutigkeit in der Angabe des Themas umschließt den Versuch, die Eigenart des Schicksalsbegriffes im Hölderlinschen Gesamtwerk religiös-ästhetisch-mythisierend zu deuten, in bewußter Gleichsetzung mit dem persönlichen Lebensgeschick des Dichters. Aus wahrer Verehrung und echter Zuneigung erwachsen, soll und kann das nur Bekenntnis und Verkündigung sein. Nach der Deutung Könitzers ist als Ausgangspunkt und bleibende Mitte für Hölderlins Schicksalsbegriff das lebendige religiöse Bewußtsein anzusehen. Aus dem Erleben eigenen Schicksals enthüllt sich dem Dichter Schicksal überhaupt als bestimmter und zugleich bestimmender Lebensinhalt, als das Maß des Lebens. Es nicht zu verfehlen, sondern rein zu

bewahren, kostet den Preis der Loslösung von der gottwidrigen Materie. Schicksal, so gefaßt, als Macht, Grenze und Maß des Lebens wird erkannt von Hölderlin dem Suchenden als Ahnung, von ihm dem Werdenden als Erkenntnisbesitz und Bewußtsein, von dem sich seiner Aufgabe Bewußten als Verkündigung; nur daß er in diesem Prozeß bis zum Ende Werdender und Ringender geblieben ist. Wenn er auch nicht Knecht seines Dämons wurde, Priester seines Theions zu sein, ward ihm vielfältig verwehrt.

Sehr gut wird der religiöse Untergrund deutlich gemacht, allerdings ohne daß dem Verfasser die Möglichkeiten einer Deutung ins Christliche zur Verfügung ständen. Die übertriebene Angst vor schematischer Verflachung in das begrifflich Klare birgt die Gefahr, nicht immer auf die tiefer liegende Problematik einzugehen und oft die Aporien nicht anzudeuten. So an der Stelle, wo von der Möglichkeit und Art einer christlichen Tragik zu sprechen wäre. Die statt jeder Verbegrifflichung gewählte Art des Vergleichens mit außerhölderlinischen Erscheinungsformen des Schicksalsbegriffes in der griechischen Tragödie, bei den deutschen Klassikern und bei Shakespeare bringt, wenn es mehr sein soll als Grenzbezeichnung, Orientierung aus wesensfremdem Material in die Eigendeutung hinein. Recht gut gelungen ist der Durchblick durch die wichtigere Hölderlinliteratur, deren Wertung von der Linie Hellingrath-Gundolf her bestimmt ist. Mehr als Könitzer es wahrhaben möchte, läßt sich Beeinflussung durch Böhms große Biographie feststellen. Man braucht mit dem Verfasser nicht die vorgetragene Lösung als selbständig-neue oder einzige anzusehen, eine große Menge anregender, feinsinniger Erkenntnisse verliert nicht ihren Wert. Einigermassen befremdend und zweifelerregend wirkt es allerdings, daß gerade sehr klare und eindeutige Gestaltungen Hölderlins nicht in der Richtung der gefundenen Lösung liegen sollen, daß z. B. Hyperions Schicksalslied Unhölderlinisches enthalte.

Hölderlin war zu stolz, um in der selbstlosen Demut noch heilige Größe erblicken zu können, als Grenze schien sie ihm der Tod seiner dichterischen Bewegung. Und er war zu zart und zu